

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338868](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338868)

Abendfahrt

von Gustav Kempf

Treibe, Schifflein, treibe
in den Abend lind!
Stern und Mondes Scheibe
Still Geleite sind.

Lärm und wirres Bangen
sind so weit verweht,
kommt ein Heimverlangen
leis wie ein Gebet.



Gleite, Schifflein, gleite!
ruhig rinnt die Zeit,
fernher glänzt das weite
Meer der Ewigkeit.

Das WHW eine „einmalige geschichtliche Leistung“

(Adolf Hitler 1936)

Der unerhörte Kraft- und Willenseinsatz, den wir seit einigen Jahren auf fast allen Bereichen des nationalen und wirtschaftlichen Lebens beim deutschen Volke feststellen können, offenbart sich auch auf dem großen Gebiet der Bekämpfung der Not. Sichtbar wird dieser soziale Einsatz vor allem in der Tätigkeit des Winterhilfswerkes des deutschen Volkes, das nun seit Jahren schon in wachsendem Maße vom ganzen Volke getragen wird und immer lückenloser auch diejenigen erfasst, die früher den Bedürfnissen notleidender Volksbrüder mehr oder minder verständnislos gegenüberstanden. Nach Abschluss des diesjährigen Winterhilfswerkes legte Reichsminister Dr. Goebbels Ende Mai im Beisein des Reichsbeauftragten für das WHW, Hauptamtsleiter Hilgenfeldt, und der Gaubeauftragten der Reichsführung des WHW dem Führer einen Leistungsbericht über das Hilfswerk 1935/36 vor. Danach wird für das WHW 1935/36 bis jetzt eine Gesamtleistung von rund 370 Millionen Reichsmark festgestellt. Das WHW 1933/34 hatte eine Gesamtleistung von 358 Millionen RM., das WHW 1935/36 eine solche von 367 500 000 RM. zu verzeichnen. Also ist auch im verflossenen Jahre wiederum eine Steigerung zu verzeichnen.

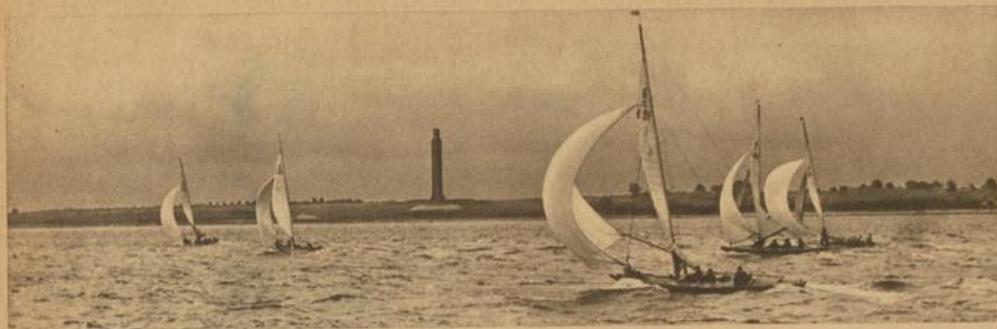
Dr. Goebbels konnte dem Führer mitteilen, daß die Gaubeauftragten für das WHW nicht nur die 1 250 000 Helfer des WHW darstellten, sondern auch die von dem Hilfswerk betreuten Volksgenossen und

schließlich das gesamte deutsche Volk, dem das WHW für seine notleidenden Glieder zu einer selbstverständlichen Ehrenpflicht geworden sei. Der Führer erklärte dankend, es sei das schönste Gefühl und der erhabendste Gedanke, für ein Volk arbeiten zu dürfen, das einer solchen Leistung fähig sei. Er betrachte das WHW als eine einmalige geschichtliche Leistung der sozialen Arbeit, auf das alle Mitarbeiter stolz sein könnten.

Aus dem Leistungsbericht des WHW 1935/36 heben wir folgende Angaben und Zahlen hervor:

An Geldspenden gingen während des Winterhilfswerkes 1935/36 insgesamt 238 Millionen RM. ein. Für diesen Betrag wurden zur Verteilung an die bedürftigen Volksgenossen Sachwerte eingekauft.

Die Leistungen des Winterhilfswerkes 1935/36 betragen im einzelnen an Nahrungs- und Genussmitteln 123 Millionen RM., wovon für Kartoffeln 45 Mill., für Brot und Mehl 11 Mill., für Fleisch und Fleischkonserven 12 Mill., für Fischfilet 8 Mill. verausgabt wurden; an Brennmaterialien einschließlich Kohlen 75 Mill., an Bekleidung 75 Mill., an Haushaltsgegenständen 8 Mill., an Gutscheinen 48 Mill. RM. An Plaketten und Abzeichen wurden bei den Reichsammlungen des Winterhilfswerkes 1935/36 83 181 682 Stück verkauft. Die verkauften Plaketten und Abzeichen hatten einen Gesamterstellungswert von 4 148 000 RM.



Die Olympischen Spiele in Deutschland
Olympia-Regatta vor dem deutschen Marine-Ehrenmal von Laboe

Die Plaketten und Abzeichen wurden ausschließlich in Notstandsgebieten des Reiches hergestellt, in denen ganze Städte dadurch mehrere Monate Arbeit und Brot fanden.

Die Herstellung erfolgte fast ausschließlich durch Heimarbeit. Der Lohnanteil an dem Herstellungswert der Plaketten und Abzeichen beträgt 70—80 Prozent.

Ein besonders auffälliges Beispiel der starken wirtschaftlichen Impulse, die vom Winterhilfswerk ausgehen, lieferte die Fischaktion. Zeitweise standen nicht weniger als 20 v. H. aller auslaufenden Hochseefischereifahrzeuge im Dienste des Winterhilfswerks. Während früher die Fischmärkte die nicht abgesetzte Ware zu Schleuderpreisen von einer RM. je Zentner an die Fischmehlfabriken abgeben mußten, ermöglichten die Einkäufe des Winterhilfswerks, das 14 RM. für den Zentner zahlte, ein normales Geschäft.

*

Wie in den vorausgegangenen Jahren, hat auch während der Dauer des W.H.W. 1935/36 die Caritas überall, wo der Einsatz ihrer Kräfte möglich schien

— dazu ermuntert durch das werbende Wort deutscher Bischöfe! —, gerne ihre Mitarbeit zur Verfügung gestellt. In Würdigung dessen hat darum nach Abschluß des W.H.W. der Reichsbeauftragte dem Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes, H. H. Prälat Dr. Kreuz, das folgende Schreiben überhandt:

Sehr geehrter Herr Prälat!

Das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes 1935/36 ist abgeschlossen. Der große Erfolg, der ihm beschieden war, ist das Ergebnis einer vorbildlichen Opfer- und Einsatzbereitschaft des ganzen deutschen Volkes.

Für Ihre wertvolle Mitarbeit, die zu diesem Erfolge wesentlich beigetragen hat, spreche ich Ihnen meinen herzlichsten Dank aus und bitte Sie, meinen Dank auch Ihren Mitarbeitern und den nachgeordneten Stellen zu übermitteln.

Ich darf der Hoffnung Ausdruck geben, auch im kommenden Winterhilfswerk mit Ihrer Unterstützung rechnen zu können.

Heil Hitler!

gez. Hilgenfeldt, Reichsbeauftragter für das W.H.W.



Zu Beginn der Olympischen Spiele wurde von den Kämpfern aus aller Welt im weiten Rund der mächtigen Kampfbahn vor Hunderttausend Zuschauern der Olympische Eid geleistet

Der Gedankenleser

von A. Lünikow

Das Anwesen des „Gerberkarle“ lag unterhalb des Dorfes, zwischen dem Dorfbach und dem Kanal — auf einer Insel.

In dem weiten Garten, der mit Loh- und Lederabfällen aufgefüllt war, wucherten auf-fallend große blaßweiße Pilze — wie riesige Herbstzeitlosen.

Und hinter dem Hause, jenseits des übel-riechenden Kanals, dehnten sich saftige Wiesen und braune Ackerfelder, die der tüchtige Ge- schäftsmann im Laufe der Jahre zusammenge- kauft hatte.

Er selber stand — breit und sicher wie ein Schusterstuhl — am Fenster seiner Wohnstube und philosophierte:

Breit und sicher wie ein dreibeiniger Schuster- stuhl, der nicht wackelt, so mußte ein solides Geschäft aufgebaut sein.

Und sein Geschäft stand sicher auf drei Füßen.

Der eine, das war seine Landwirtschaft, die er immer noch ausdehnte, wenn er flüssiges Kapital sicher anlegen wollte.

Der andere, das war seine Gerberei, in der er mit den neuesten chemischen Mitteln arbeitete, schneller und gewinnbringender als sein rückstän- diger Nebenbuhler.

Und der dritte Fuß, und wahrlich nicht der geringste, das war sein Häute- und Lederhandel, der ihm die Metzger und die Schuhmacher der Umgebung zinspflichtig gemacht hatte.

Und trotzdem, so schmeichelte sich der dicke Mann mit dem runden Kopf und den Käse- augen, trotzdem war er beliebt im ganzen Dorf. Man grüßte ihn respektvoll und lobte seine fet- ten Dachsen und seine großen Kartoffeln. Selbst der Bürgermeister suchte seine Freundschaft und schätzte seinen Einfluß, und die Kunden priesen laut sein Leder und zahlten ihre Zinsen, ohne zu mucken.

Hatte es nicht geklopft?

Die hagere Figur des Schuhmacher- franzel schob sich durch die Tür. Er wollte den Sonntag- nachmittag benutzen — um ein kleines Geschäft zu erle- digen.

Bescheiden, fast betreten, stand der sonst so Schlagfer- tige, die Müße in den Händen dre- hend, vor seinem ehemaligen Schul-

kameraden: „Karle, i sollt a Stück Soblleder haben.“

Der Gerber hat sich nach ihm herumgedreht, mit gespreizten Beinen, die Daumen in den Arm- öffnungen der Lederweste, so musterte er ihn:

„So, so! Leder solltest du haben! — und wie steht's denn mit dem Bezahlen?“ —

„Aber du weißt doch, meine vielen Kinder und die Krankheit meiner Frau!“ —

Aber der Karle blieb hart —

„Deine vielen Kinder, was gehen die mich an? — Und Leder hab' ich keins zu verschenken. Seit einem halben Jahr bist du im Rückstand.“

Aber der Franzel mußte Leder haben, um etwas zu verdienen, und so verlegte er sich aufs Bitten. In einem Vierteljahr könne er eine Ziege verkaufen, und dann werde er sicher alles bezahlen — ganz sicher!

„Gut“, meint der Karle da, „wenn das so ganz sicher ist, dann kannst du mir ja einen Wechsel unterschreiben.“ —

Und so sehr sich der Schuster auch dagegen spergte, schließlich gab er doch mit zitternder Hand seine Unterschrift.

Am Abend saß man dann im „Bären“, dem einzigen Dorfwirtschaftshaus, zusammen; ein paar Bauern, ein paar Handwerker und der Bürger- meister. Auch der Schuhmacherfranzel, der sein Handwerk in Wien gelernt hatte und als Spaf- vogel ebenso geschätzt als gefürchtet war, saß dabei.

Man sprach vom Kino und vom Radio und stritt darüber, was man lieber hätte.

Da mischte sich der Franzel in den Diskurs.

Sein Sohn, der „Amerikaner“, habe ihm ge- schrieben, daß man drüben daran sei, beide Apparate zu vereinigen. Dann könne man am Telephon nicht nur hören, sondern auch sehen,

mit wem man spricht. Das wäre eine Sache!

Und die Bauern guckten tiefsinnig drein und nahmen einen kräftigen Schluck.

Der Schuster- franzel aber kippte seinen Schnaps hin- unter und fuhr fort:

„Das ist immer noch nicht das Neu- este. Nun hat ein Doktor festgestellt, daß die Gedanken der Menschen nichts anderes sind, als eine Art elektrischer Wellen, die man mit



Da mischte sich Franzel in den Diskurs

einem empfindlichen Apparat auffangen kann.“ Und als einiger Zweifel laut werden wollte, da fuhr er keck fort:

„Mein Sohn hat mir ein solches Ding geschickt — man nennt es drüben Psycho-Audion. Ich habe es hier in meiner Westentasche, zeigen darf ich es noch nicht, aber wenn die Herren es wünschen, dann können wir ja gleich eine Probe machen.“

Hiermit war nun alles einverstanden. Und einer, der ganz besonders aufgepaßt hatte, rief: „Wir möchten wissen, was der Bärenwirt jetzt grade denkt.“

Der Schuster führt eine dünne Schnur aus seiner Westentasche ans Ohr, macht ein nachdenkliches Gesicht, mustert den Bärenwirt scharf und meldet dann: „Er denkt gerade: Franzel, du alter Schwindelhuber, zahl lieber deine aufgeschriebenen Schoppen!“

Da zuckt der Bärenwirt verlegen zusammen und kriegt einen roten Kopf.

Der Franzel aber hatte Oberwasser.

„Teufi nomoll!“ — dachten die Bauern, „das scheint zu stimmen.“ —

Und vorsichtshalber — man wußte ja nicht, wen der Malefizfranzel jetzt an die Reihe nimmt — strengten sie sich an, möglichst gar nichts oder doch wenigstens nichts Blamables zu denken.

Aber so leicht ihnen das auch sonst fiel, jetzt drängten sich allerhand dumme Gedanken fast gewaltsam in den Vordergrund.

Man setzte sich förmlich der Gefahr aus, jeden Augenblick von dem unheimlichen Menschen bloßgestellt zu werden.

Und so verschwand einer nach dem andern aus der Reichweite des gefährlichen Instruments.

Der Gerberkarle und der Schuster hatten den gleichen Heimweg.

Sie schritten schweigend nebeneinander her.

Dem geschäftstüchtigen Karle gingen tausend Gedanken durch den Kopf. So ein Malefizapparat, wenn man den hätte — beim Häute- und beim Lederhandel! Den ganzen Wald hinter seinen Aeckern könnte er aufkaufen — in kurzer Zeit.

Aber dieser unheimliche Franzel sagte einfach: „Da kann ich dir helfen, Karle, ich will dir meinen Apparat abtreten.“

Der Gerber fuhr herum, verdammt nochmal, der hatte ihn ja wieder abgehört!

Und er gab seinem Kameraden die Hand:

„Franzel, du kommst morgen zu mir; das Teufelsding muß ich haben!“ — — —

Am andern Morgen, schon in aller Herrgottsfrüh, saßen die beiden wieder zusammen.

Der Franzel hatte seinen Hörer mitgebracht. Er war eingeschlossen in eine einfache schmale Blechbüchse, an der sich eine dünne grüne Schnur befand.

Aber ehe er mit dem Anlernen begann, hatte er noch eine Bitte: „Karle, gib mir meinen Wechsel zurück, ich weiß, daß du hierzu bereit bist.“

Und siehe da, es stimmte wieder; der Gerber gab den Schein heraus und ließ die Summe nach.

Dann gingen sie miteinander in den Bären. Als des Bärenwirts Töchterlein ihnen würziges Rauchfleisch vorsekte und dabei dem reichen Gerbermeister recht freundlich zunickte, da klopfte er ihr gönnerhaft auf die Schulter.

„Nun, was denkt die Jungfer jetzt?“ — fragt er selbstgefällig seinen Begleiter. Und der Franzel, die Schnur am Ohr, meldet nach einigem Zögern:

„Alter Esel, denkt sie, bild dir ja nichts ein!“

Untermweg trafen sie den Bürgermeister. Der grüßt den Gerber mit großer Zuorkommenheit und fragt, ob er nicht Zeit hätte, an der kommenden Gemeinderatsitzung teilzunehmen. Er lege den größten Wert auf die Anwesenheit eines so erfahrenen und aufrechten Mannes.

Und der Franzel, der unauffällig die Schnur am Ohr gehalten hatte, meldet pflichtschuldigst, als sie wieder allein sind: „Warte nur! Alter Halunke! — hat er gedacht — die will ich das Handwerk legen! Sich selber von der Steuer drücken, und andere dafür hineinlegen!“

Der Gerberkarle erbleichte! So standen die Dinge? und erschüttert kam er mit seinem Begleiter vor der Gerberei an.

Dort wartete ein armes Schuhmächlein, das Leder kaufen wollte.

Und es grüßte ergeben und lobte den großen Garten mit den schönen blasweißen Pilzen.

Die Meldung des Gedankenlesers aber lautete: „Die Pilze im Garten, das sind die armen Seelen der Schuhmacher, denen du den Kragen rumgedreht hast.“

Da verliert der Gerber die Fassung und bebend vor Wut schreit er: „Und was denkst denn du von mir?“

Und fest entschlossen, diesmal ohne Schnur am Ohr, meldet der Franzel:

„Daß du der größte Hornochse bist, den ich je gesehen habe!“

Der Fußtritt, der dem „Gedankenleser“ zugebracht war, erreicht ihn nicht mehr, er war gewandt ausgewichen.

Der Gerberkarle aber ging von diesem Tage an in sich und ward ein anderer Mensch.

Den Wald hinter seinen Aeckern, den hat er allerdings niemals erworben, dafür aber das Vertrauen seiner Mitmenschen! Und dies war ihm mehr wert als einige Hektar Grund und Boden. Und der Franzel wurde sein treuester Kunde.



Die Loretto-Kapelle

von L. Plümm

Unweit von dem hohenzollerischen Flecken Gruol ragt mitten aus Mischwald der Dachreiter einer Kapelle mit Mesnerklause. Fromme Beter wallfahrten heute noch zu dem Kirchlein, um ihre Andacht zu verrichten. Der Hauch der Sage umweht das einsame, graue Gemäuer in der idyllischen Waldruhe.

Auf einem Wandbild, das einen Mann in wallendem Greisenbart zeigt, wie er die rosenkranzdurchflochtenen Hände zu dem Gipfel des Berges mit dem Kirchlein hebt und aus der Ebene hinauffleht, lesen wir die Geschichte.

„Als man zallt 1627 Jahr hab ich Kaspar seger diese Kapel erbaut auf dem Kesselberg. Im anderen Jahr hernach sind kommen das erste mal die von Geislingen an S. Magdalenendag. Haben gesungen das erste Ampt mit denen von Binzdorf insgesambt. Herr Pfarrer Mathias Faber auch da war. Las hier Messe, daß erste mal. Gebirdtig bin ich von Gruoll. Gott geb mir und eich die ewige Ruh. 1678.“

Dieser Kaspar Seger war Flurschütze der Gemeinde und brachte einen Bürger unschuldig zur Anzeige, weil er eine Zehentgarbe gestohlen. Der Beschuldigte wurde verurteilt und saß lange im Kerker zu Haigerloch. Nie sah er die Freiheit wieder; er starb in der Haft. Wie Judas, der den Herrn verkaufte, packte den Seger bittere Reue. Auch er ging hin und bekannte: ich habe unschuldig Blut verraten. Aber er verzweifelte nicht. In Reuetränen warf er sich dem Geistlichen zu Füßen. Der kann ihn wegen der Größe seiner Sünde nicht losprechen, und er muß zum Heiligen Vater nach Rom pilgern, daß der seine Schuld von ihm nehme. Zur Buße wird ihm aufgetragen, in seiner Heimat ein Kirchlein zu erstellen. Da Seger die Summe

dazu nicht besitzt, muß er von Haus zu Haus wandern und das Geld erbetteln. Die Herzen und die Hände taten sich dem reuigen Sünder auf, aber unbegreiflicherweise gab ihm die Heimatgemeinde keinen Platz, drauf er hätte sein Kirchlein errichten können. Lang irrte der Geheßte durch das Land, und sein Weg führte ihn auch nach Binsdorf. Hier endlich fand er Mitleid, und der Kesselberg ward ihm als Statt für sein „Käppele“ angewiesen.

Die Mauern wachsen empor und eine Klause erstekt mit. Drein einsiedelte Kaspar Seger, nachdem er sein Werk in zäher Ausdauer und frommer Bußübung errungen hatte. Er läutete Schrecke (11 Uhr) und Angelus. Wenn die Sonne im Mittag stand und der Kuckuck in seiner Klause 12 Uhr rief, wenn er abends in der Dämmerstunde die Ziegel auf dem Dach der Kapelle nicht mehr zählen konnte, bingelte das Glöcklein zum Gedächtnis an die Menschwerdung des Gottesohnes. Grollpolterten aber Donner über dem Tal, flammten und züngelten Blitze bis auf den Boden nieder, eilte er zum Kirchlein, zerrte an dem Strang, und die bronzene Stimme jammerte im Türmchen wie ein gequältes Wesen und flehte um Schonung und Erbarmen in das Ungewitter.

Selig entschlafen fand man Seger eines Tages in seinem Gehäuse, als man nach ihm schaute, weil er sich lange nicht im Dorfe zeigte und der gewohnte Glockenruf die Bauern auf dem Felde nicht mehr an die Menschwerdung mahnte und an die Stunde des Heils erinnerte. Ein Lächeln ruhte auf seinen Zügen. Sicher hat ihn der Herr nach dem zähen Ringen in die ewigen Wohnungen aufgenommen. In langer Buße hatte er seine Schuld gesühnt.



Die Loretto-Kapelle bei Gruol

Dorf im Schwarzwald

von Matthias Fallner

Von all den Dörfern des Schwarzwaldes liebe ich eines ganz besonders: das Heimatdorf meiner Mutter. Es liegt weithin sichtbar auf einer einsamen Hochfläche über der Wutach: hoch über Achdorf, dem „Auscubnest“ Scheffels, wo die Wutach die jähe Biegung nach Südwesten macht, weil ihr die Randenberge den alten Weg nach Osten verriegeln.

Jahr für Jahr bin ich als Kind in dieses Dorf gekommen. Abenteuerlich waren die Fahrten in das Dorf unserer Sehnsucht. An das alte grüne Chaischen wurde unser gutes Kößlein, das „Brütle“ gespannt. „Krämle“ wurden eingepackt für die vielen Bettlern und Bäsle. Den Sonntagsstaat zog man an. Man hüllte sich in warme Kittel und Kappen. Besonders gern unternahm man diese Reise auf Allerseelen, die Gräber der Grotteltern zu besuchen.

Die Peitsche knallt. Im Trab geht's zum Dorf hinaus. Letzte Vogelbeeren glühen rot an den Straßen. Bald nimmt uns der Wald auf, der richtige dunkle Schwarzwald. Ein Fluß rauscht drunten im Tal, die Wutach. Herrliche romantische Welt! Wie ging dem Kind die Seele auf beim Anblick dieser wilden Hänge und Halden und der Wälder. Und dieses wilde Rauschen des Flusses mitten in einer grandiosen abenteuerlichen Landschaft. Man kam als Kind nicht allzuoft hierher. Vielleicht einmal mit dem Vater zum Sägmehlholen in der Sägmühle, zum Himbeersuchen oder zum Baden beim Gumpen.

Eine Mühle liegt mitten in diesem Tal: die Schattenmühle. Man wußte, daß ein Knecht sich hier einmal ertränkt hatte. Davon sprach man geheimnisvoll. Und Geflügel gab es im Hof dieser Mühle, Hühner, Enten und Gänse, Pfauen und Truthühner, schöner denn anderswo. Ein Gartenhäuschen, weinlaubumrankt, war da, im bohnen- und blumenreichen Garten;

und schöne, stille, feine Mädchen. Müllersmädchen. Mit ihren bunten Schultaschen kamen sie Tag für Tag zu uns ins Dorf. Sie waren anders als die Dorfkinder. Heimlich verehrt wurden sie alle.

Von dieser Mühle könnte man viel erzählen. Vor allem von den Müllersknechten. Der „Kander“ war ein besonderes Original. Er hatte — selbst Müllerssohn aus dem nahen Wellendingen — in seiner Jugend studiert, sollte „geistlich“ werden. Und war nun ein stiller Müllersknecht geworden. Bis es ihn dann und wann überkam. Dann begann er Reden und Predigten zu halten in Wirtshäusern, daß das Zuhören eine Freude war. Wo der Kander war, gab es gefüllte Stuben. Daneben liebte er den Schabernack. Hatte da der „Hosenblüß“ wieder einmal in der Gegend eingeschlagen, so kam er im besten Anzug und gab sich als der „neue Bonndorfer Amtmann“ aus. In Rötensbach spielte er virtuos den „neuen Lehrer“, den man gerade erwartete. Der ganze Gemeinderat versammelte sich zur Begrüßung, und es wurde nicht schlecht gezecht.

Von der Mühle kommt man in das kleine Dorf auf dem Bühl, nach „Boll“. Da war das Wirtshaus „zum Hugel“, weithin bekannt durch seinen guten Bonndorfer Schwartenmagen. Von Boll gab es nun zweierlei Wege an unser Ziel, beide gleich schlimm. Der erste ganz steil mitten durchs Dorf. Das war freilich ein „Buckel“, wie es wenige weit und breit gibt. Da mußte alles absteigen und helfen schieben. Der zweite Weg war nicht steil, aber hier galt es ein anderes Hindernis zu überwinden: den Dorfbach. Dieser lief auf breiter, gepflasterter Rinne mitten durch das Dorf. Unser Kößlein aber fürchtete diesen Bach wie das Feuer. Da mußte wiederum, der Vorsicht halber, alles absteigen; und der Vater nahm das Pferd am Zügel. Mit größter Mühe



Erwattingen

gelang es, den Bach zu passieren. Dann freilich war's gewonnen, denn nun führte der Weg sachte hinan. In ein Wäldchen kam man, wo rote Fliegenpilze aus dem Waldesdunkel guckten. Bald war man im Bergdorf Mönchingen. Man fuhr oberhalb des Dorfes am Wirtshaus „Zum Frieden“ vorbei. Hier kehrte man bisweilen ein. Herrliche Wecken gab es.

Jetzt aber beginnt das Herz zu pochen vor Freude. Das Dorf der Sehnsucht naht, das Dorf der guten Vettern und Bäsle, das Dorf der guten Apfel, Birnen und Zwetschgen, das Dorf mit den schönen Gärten, das Dorf mit der abenteuerlich ummauerten Kirche auf dem Berg, das Dorf, wo es in allen Häusern nach Kaffee und Kuchen, nach Most und Speck und Schinken und weissem Brot duftet.

Gleich im ersten Haus schon wohnt ein Vetter, der „Meister-Vetter“. Die „Bäsle“ dieses Hauses, das „Amali“ und das „Burgele“, haben ein so herzhaftes, frisches, gesundes Lachen, daß einem das Herz aufgeht. Und die Buben hier heißen Konrad und Benedikt. Das sind Namen, die zu diesem Dorf gehören. Aber zum „Ankehren“ hat man jetzt keine Zeit. Man sagt „Grüß Gott“ vom Wägelchen aus. Alles kommt zur Begrüßung, zum „Wie geht's?“ an den Wagen. Bald geht's weiter. Das weiß das Kößlein. Es trabt munter in das Dorf hinein. Es kennt gar wohl das Haus, wo wir einstellen. Ohne weiteres Zutun trabt es in den richtigen Hof. Es weiß genau: Hier gibt es Zucker zur Ankunft und besten Hafer und besten Klee in Hülle und Fülle, bis zum Wiedergehen. Hier gibt es liebe Menschen!

Und es wimmelt schon um den Wagen. Im Nu wissen es alle im Haus: Sie sind da! Da gibt es ein Händedrücken und Sichfreuen, ein das „Sach-Hinauftragen“, ein Fragen und Lachen. Und bei den Kleinsten auf beiden Seiten ein „Sichgenieren“, bis man warm ist.

Da ist zunächst der „gute Vetter Martin“, wiederum ein Name, der zum Dorf gehört, eine Bärengestalt, aber eine Seele von Mensch mit einem Ferdinand-Hodler-Bart. Er verfügt über einen unverwundlichen Humor. Da ist das Bäsle „Amali“, die Schwester meiner Mutter. Sie ist uns die Verkörperung dieses Dorfes überhaupt. Sie pilgerte jeden Sommer zur Wall-

fahrt nach Löffingen und kam dann immer auch zu uns. Brachte „Kramle“ mit von der Wallfahrt: „Hälgle“, „Nister“, „Guzele“. Aber hier im Dorf der Mutter, im Heimathaus der Mutter, erschien sie uns in ihrer grenzenlosen Güte beinahe wie eine Heilige. Schlank war sie von Gestalt und zart gebaut. Viele Kinder hatte sie: „Annele“ hießen sie und Konrad und Karl und Theresle. Schwere Arbeit lastete auf dem guten Bäsle, aber das ging ihr leicht von der Hand. Pfannen voll Küchle wurden gebacken, und die großen gefüllten Platten trug sie leicht einher.

Man wußte: hier ist man gut aufgehoben wie daheim. Hier ist es traut wie daheim, nur festlicher. Hier darf, nein, hier muß man herzhaft zugreifen am Tisch unter dem Hergottswinkel. Man greift auch zu, weil man ja Hunger hat von der Fahrt, und weil hier ja alles doch viel besser ist. Man ist hier ja im Dorf der Träume, das man sehen kann vom höchsten Berg der Heimat. Überall im Dorf ist man hier willkommen. Über der Straße wohnen „Werners“. Da ist wieder eine Schwester der Mutter. Der Sohn heißt Benedikt. Er hat bei den Dragonern gedient und ist nicht wenig stolz darauf. Und seine Schwester ist wieder ein Theresle, ein lustiger Vogel. Hinter den Gärten irgendwo wohnt der Vetter „Ferd“, der in jungen Jahren Fuhrknecht im Nothaus war. Er weiß in seiner eigenen Art viel davon zu erzählen. Seine Tochter ist das schöne Fränzle, das ein wenig hinkt. Überall Basen und Vettern.

Am Grab der Großeltern trifft sich alles, ernst und feierlich. Kerzen brennen da und Asten blühen. Kalte Baden gibt es beim Beten. Nachher stärkt und wärmt man sich im „Hirschen“. Auch hier gibt es Freunde und Bekannte, Vettern und Bäsle.

Und nachmittags tolle Kinderfreizeit in Gärten, hinter Häusern, beim Spiel! Das ist das Dorf der Freude, die Heimat der Mutter. Man tanzt und singt und springt und lacht hier. Man ist und trinkt und wird „als Besuch“ verhätschelt.

Das ist das Dorf, wo die Mutter Kind war, das Dorf, wo die Ahnen im Gottesacker ruhen neben der alten Kirche, wo man ein oder zwei Tage weilt und dann wieder geht, beschenkt und hoch beglückt.



Ein Sträußchen am Hute //
Den Stab in der Hand //
Zieht rastlos der Wanderer //
Umher in dem Land //
Er zieht so manch Straßen //
Und sieht manchen Ort //
Aber fort muß er wieder //
Muß weiter fort //

Boden, den Heilige betreten

Ein Gedächtnisblatt von Dr. Anton Dantmann

Kaiser Heinrich II., der Heilige, und seine Gemahlin, die hl. Kunigunde, in Bruchsal
(29. September bis 3. Oktober 1002)

Eben hatte man die Schwelle zum zweiten christlichen Jahrtausend überschritten. Am 23. Januar 1002 starb Kaiser Otto III., ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Es fiel daher eine Königswahl nötig, zu der sich namentlich zwei Fürsten als Bewerber stellten. Der eine war Herzog Heinrich von Bayern, ein Urenkel des Kaisers Heinrich I. aus dem Geschlecht der Sachsen. Ihm stellte sich Hermann, Herzog von Schwaben, entgegen. Durch rasches Handeln erreichte Heinrich die Königskrone durch Erzbischof Willigis in Mainz (6. Juni 1002). Dann zog er südwärts, um den Kampf mit dem Schwabenherzog aufzunehmen, der es jedoch nicht soweit kommen ließ. Am 29. September 1002 kam Heinrich mit seiner Gemahlin und Gefolge von Speyer nach Bruchsal, wo er auf der Burg des Königshofes lagerte. Noch am selben Tag stellte er hier eine Urkunde zugunsten des Klosters Lorsch an der Bergstraße aus, so daß der Tag seiner Ankunft gesichert ist. Bruchsal lag unweit des Schwabenlandes. Offenbar nach vorausgegangener Vereinbarung kam am folgenden Tag, den 1. Oktober, am Fest des fränkischen heiligen Remigius, Herzog Hermann mit Gefolge ebenfalls nach Bruchsal. Mit entblößten Füßen trat er vor den König, beugte das Knie und bat um Nachsicht. Die Königin und andere Fürsten legten Fürbitte für ihn ein, worauf Heinrich ihn in Gnaden aufnahm und ihn im Besitze des königlichen Lehens beließ. Diese Friedensstat war von großer Bedeutung, denn nunmehr konnte der neue Herrscher sich dem Wohle des gefährdeten Reiches widmen. Eine zweite Aktion zum Frieden erfolgte in Bruchsal.

Die damals wichtige Stadt Worms befand sich noch seit der Verwüstung durch die Ungarn in übler Lage. Der ausgezeichnete Bischof Burkhard bemühte sich um ihre Wiederherstellung, wurde jedoch daran durch die salischen Herzöge Otto und dessen Sohn Konrad, die Besitzer der dortigen Burg, gehindert. Der Bischof wandte sich nun an den neuen König, dessen Wahl er unterstützt hatte, um Hilfe.

König Heinrich suchte die Burg in Worms zu erwerben, er bot dem Herzog Otto und seinem Sohn Konrad, der mit Mathilde, einer Tochter des Schwabenherzogs Hermann, verheiratet war, seinen Bruchsaler Besitz, einen Königshof mit Burg und der Lufshard dafür zum Tausche an. Dieser kam am folgenden Tag, den 2. Oktober, unter dem Einfluß des versöhnten Herzogs Hermann zustande. Jetzt konnte König Heinrich über die Burg in Worms verfügen, die

er dem Bischof Burkhard am folgenden Tag, den 3. Oktober, schenkte. Auf diese Weise kam der Königshof in Bruchsal an die Salier, die die Grafschaft über den ehemaligen zweiten Königshof in Bruchsal, den sogenannten Weisenburger Hof, besaßen und so über den Kraich- und Anglachgau, heute Bruhrein, geboten. Herzog Konrad starb 1012, sein Sohn, ebenfalls Konrad genannt, 1039. Des letzteren Sohn, auch Konrad oder Runo genannt, blieb ohne Leibeserben; er gab seinen Besitz in Bruchsal dem Reiche, d. h. dem König Heinrich III. zurück, der ihn 1056 der Kirche in Speyer schenkte. Diese für Bruchsal maßgebende Entwicklung ging auf Kaiser Heinrich II. zurück, der als Letzter aus dem sächsischen Geschlecht so die Brücke schlug zum salischen Haus. Er wurde 1150 heilig gesprochen und seine Gemahlin Kunigunde 1200 ebenfalls. Die Erinnerung an ihr mehrtägiges Verweilen in Bruchsal verdient dem Gedächtnis erhalten zu werden. „Der Boden, den Heilige betreten haben, bleibt im Segen.“

Für Bruchsal entsteht die Frage, wo mag König Heinrich mit seinem Gefolge Unterkunft gefunden haben. In erster Reihe, so muß man annehmen, auf seinem Königshof, den er eben an den Salier vertauschte. Auf demselben befand sich eine Burg, die wohl in der Zeit entstanden ist, wo man Schutz- und Verteidigungsstätten gegen die Ungarn errichtete. Zu diesem Hof gehörte die Lufshard, die noch zum großen Teil aus Sümpfen bestand, aber auch kultiviertes und besiedeltes Gelände enthielt. In solchem muß man die Lage der Hofgebäude und der Burg vermuten. Im Jahre 1056 kam dieser Hof mit Burg an den Bischof von Speyer, der nach Erwerbung der Vogtei über den Weisenburger Hof im östlichen Talgelände um 1180 eine neue Burg erbaute. Diese wurde dann zum Stützpunkt der neuen Stadt Bruchsal. Von da an hieß die Burg in der Lufshard in der Ebene „alte Burg“, woraus der Name „Altenbürg“ wurde, der sich bis in die neue Zeit erhalten hat. Damit stimmt überein, daß Bruchsal noch im Jahre 1105 ein „Dorf zwischen Sümpfen des Rheines“ genannt wurde. Diese Sümpfe des Rheines erhielten den Namen Bruchrhein = Bruhrein. (Die Bezeichnung Bruhrain ist nicht richtig.) Das Gebiet dieses Königshofes in der Ebene hatte einen solchen Umfang, daß mehrere Siedlungen darauf entstanden: Büchenau, Neuthard, Hambrücken und Forst. Die Siedler erhielten nur das nötige Ackerland, der Wald blieb im Eigentum des Hofes. Daher kommt es, daß die Stadt Bruchsal und die genannten Orte,

die bis Ende des Mittelalters mit Bruchsal zu einer Gemarkung verbunden waren, Gemeindegewald nicht besitzen, nie besaßen. Dies ist nur der Fall bei Ursiedlungen durch Sippen. Der Besitz des Königshofes war auf die Ebene nicht beschränkt, er reichte auch in das Hügelland, das im allgemeinen den Kraichgau ausmacht. Dort grenzte er an einen zweiten Königshof, der in der fränkischen Frühzeit durch königliche Schenkung an das Kloster Weißenburg im Elsaß kam (um 650). In der Zeit großer Not, da die Ungarn Deutschland heimsuchten und man durch Burgen und „Stätte“ sich zu schützen suchte, entstand auf diesem Hof die Bruchsaler „Altstadt“. Auch diese Gebäude und wohl auch noch andere in der Nähe werden sich dem hohen Besuch des Königs geöffnet haben.



Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde

So wie ein Stern...

Ein Impulsbild von Gustav Kammf

Ein leuchtender Sommerabend voll hohen Friedens lag verglühend überm Oberlinger See. Ruhig zog unser braves Schiff seine Bahn. Keiner von uns wollte mehr sprechen, jeder stand einsam versunken in die Schönheit des sterbenden Tages. In violett verdämmernden Tiefen weit hinter uns lag das alte Sernatingen. Dort glühten die Wasser vielfarben und unheimlich blutrot wie altes Gold. Jrgendwoher übers Wasser kam der feierliche Klang der Muttergottesglocke, indes die Stadt des alten Herzogs Gunzo langsam ins Dunkel schwand.

Schon gingen die Sterne auf, als die Merowingerfeste Meersburg sich trutzig abhob vom dunklen Rebenhang. Ich gedachte der Drostke, die vor bald hundert Jahren vom Söller jener Burg aus auch in solche Abende geträumt hat. Und in ihren unsterblichen Liedern nach Schönheit weinte und nach Ewigkeit, „ein Herz, das übergewollt von Glück und Leid und Bildern seliger Vergangenheit“.

Nun ist dies heiße, unruhvolle Herz schon lange zur Ruhe gekommen im alten Gottesacker dort droben überm See. Langsam spreche ich die wehen Worte der größten deutschen Dichterin vor mich hin:

„Wer wird dann meiner gedenken,
Wenn ich nun gestorben bin?
Wohl wird man Tränen mir weihen,
Doch diese sind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir singen,
Doch diese verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir setzen,
Den bald der Winter verschneit.“

Schon naht sich die Konstanzer Bucht, und immer noch sind meine Gedanken verflochten in die Winkel, Gassen und Türme von Meersburg und in die Geschichte der Bischöfe — eines Nikolaus von Renzingen, eines Hugo von Landenberg —, die von dieser festen Stadt aus in wirrer Zeit das Erbe des hl. Konrad verwalteten.